



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 38.

Dienstag, 14. Februar

1928.

(1. Fortsetzung.)

Das Forrnitpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Schwerin.

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. L. u. k.

Herming nahm nun vorerst keine Notiz von dem Manne, in welchem er seinen Verfolger witterte. — Seine misstrauische Natur war jedoch geweckt, und ein leises Lächeln der Befriedigung zuckte über seinen Mund, als der Einjährige, nachdem er durch den Durchgang in Hermings Wagen gekommen und wie prüfend in die verschiedenen Abteilungen hineingesehen hatte, mit kurzem Gruß in sein Coupé trat und an der Tür, Herming gegenüber, Platz nahm.

Er schnallte sein Koppel ab und legte es zusammen mit seiner Handtasche und Mütze ins Gepäck, dann vertiefte er sich mit übereinandergeschlagenen Beinen in seine Zeitung.

Herming beachtete ihn gar nicht, er stand am geöffneten Fenster und betrachtete das Getriebe auf dem Bahnsteig, das sich vor der Abfahrt eines Schnellzugs stets zu entwickeln pflegt.

Die Reisenden hatten schon alle Platz genommen, der Fahrdienstleiter stand draußen mit der Signallscheibe in der Hand, während der Zugführer an der Tür des Wagens, in welchem sich Doktor Herming mit seinem Begleiter befand, Posto gefaßt hatte.

Eine Dame kam noch eilends angekeucht.

„Wohin?“ fragte der Zugführer.

„Hamburg.“

„Hamburg weiter vorne einsteigen, das hier ist der Berliner Wagen.“

Anscheinend war der gute Mann auf Ersuchen des Detectivs bestrebt, eventuelle Mitreisende vom Coupé Doktor Hermings möglichst fernzuhalten.

Nun, damit tat er Herming selbst den größten Gefallen. Er legte auch keinen Wert darauf, in der anregenden Unterhaltung, die er mit seinem unfreiwilligen Reisegefährten zu führen hatte, gestört zu werden.

„Platz nehmen!“

Die Wagentüren flogen zu, Herming sah den Fahrdienstleiter die Signallscheibe heben; der Zug fuhr an und rollte langsam aus der Halle.

Herming schloß das Fenster und setzte sich in seine Ecke. Er wartete darauf, daß der Einjährige ihn anreden würde, was aber nicht geschah. Dieser hatte sich aufmerksam in seine Zeitung vertieft und nahm von Herming nicht die geringste Notiz.

Herming überlegte. — Irgendeinen Beweis, daß er in dem Einjährigen tatsächlich den Detectiv vor sich hatte, der mit seiner Verfolgung betraut war, besaß er nicht. Lediglich eine Vermutung.

Wenn er genau überlegte, so fanden sich zwar einige Punkte, die als verdächtig gelten konnten; das heißt, eigentlich waren es nur ganz belanglose Anhaltspunkte, die seine Theorie unterstützten; und die Kleinigkeiten, die ihm als Beweise dünkten, konnten vielleicht als ganz harmlos aufgeklärt werden.

Nun, einerlei, — nach der ersten Station würde er mehr wissen wie jetzt.

Falls sein Gegenüber nur bis zur nächsten Station, das wäre Freiburg, mitfährt, dann kommt er als sein Verfolger ja überhaupt kaum in Betracht, — wenn er aber, was anzunehmen ist, weiter im Zuge bleibt, dann

hat Herming Zeit, sich eingehend mit ihm zu befassen; also ruhig abwarten.

Der Zug saust mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit dahin, durch Wiesen mit weidendem Vieh und wogende Kornfelder.

Die Tür wurde ziemlich unsanft aufgerissen. Der Schaffner verlangte, die rechte Hand am Rückenstirn, die Fahrkarten zu sehen.

Herming schien es, als ob ihn der Bahnbeamte einen Augenblick prüfend betrachtete, als er ihm sein Fahrcheinheft zur Einsichtnahme aushändigte.

„Wohin fährt der Herr?“ fragte er Herming.

„Bis Frankfurt am Main.“

Der Schaffner riß die Scheine aus dem Heft und nahm dasjenige des Einjährigen in Empfang.

„Sie auch bis Frankfurt?“ fragte er.

„Ja wohl.“

„Danke.“

Sie waren wieder allein.

Der Einjährige entnahm seiner Schosstasche ein Etui und zündete sich eine Zigarette an.

„Sie gestatten doch?“ wandte er sich verbindlich, in tadellosem, dialektfreiem Hochdeutsch an Herming.

„Aha“, dachte dieser, „die Schlacht soll also beginnen; nun gut, ich bin gerüstet.“

„Bitte sehr“, antwortete er, „ich rauche ja selbst, wenn es Ihnen gefällig ist, probieren Sie mal eine meiner Zigarren“, er reichte ihm sein geöffnetes Zigarrenetui hinüber, „nehmen Sie, bitte, eine aus der rechten Seite, es sind noch französische Londras.“

„Aber bitte“, wehrte der andere höflich ab, „ich will Sie nicht berauben, und außerdem, verzeihen Sie, aber was auf diesem Gebiet von Frankreich kommt“, er rümpfte lächelnd die Nase. „Sie wissen ja, wo die Regie ist, kommt der Qualitätsraucher nicht auf seine Kosten. Im Rauchen sind wir in Deutschland und in der Schweiz besser daran, — aber ich will Ihnen keinen Korb geben, beim Militär sind wir nicht zimperlich, — wenn Sie gestatten — ich bin so frei — so — besten Dank. Ich werde sie nachher gleich probieren.“

Der Einjährige legte seine Zeitung zusammen und fragte weiter:

„Sie kommen wohl direkt aus Frankreich?“

„Nicht direkt, ich war vor vierzehn Tagen in Cannes und Nizza und komme jetzt von Zürich.“

„So!“

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick.

„Ich hätte Sie zuerst selbst für einen Franzosen gehalten, trotz der blonden Haare“, warf der Einjährige hin, bestrebt, den Faden des Gesprächs nicht abreißen zu lassen.

„Und nun sind Sie anderer Meinung?“ fragte Doktor Herming.

„Natürlich. Sie sprechen für einen Franzosen ein zu korrektes Deutsch.“

„Was will das sagen. Sie sind doch, nach der Uniform zu urteilen, zweifellos Deutscher, sprechen auch ein sehr korrektes Deutsch — beherrschen aber — wie ich vorhin festzustellen Gelegenheit hatte — den Schweizer,

logar den Züricher Dialekt, so vorzüglich, als ob Sie Schweizer Bürger seien.“

Der Einjährige lächelte, wie es Herming vorkam, etwas verlegen.

„Ach so“, meinte er dann. „Sie hörten das vorhin, wie ich mich von meinem Vater verabschiedete. Sie sind ein scharfer Beobachter. Die Erklärung ist übrigens sehr einfach. Ich bin in der Schweiz aufgewachsen, war in Zürich und Basel in der Schule, und obgleich meine Eltern schon fünfundzwanzig Jahre in der Schweiz wohnhaft sind, hat sich mein Vater doch nicht naturalisieren lassen; deshalb bin ich auch in Deutschland beim Militär.“

„Sie sind wohl bei den Hundertvierzehnern in Konstanz?“

„Jawohl, in der zweiten Kompanie. Ich habe jetzt vierzehn Tage Urlaub, den ich bei meinem Onkel in Offenbach verbringen will.“

„So“, meinte Herming, „dann fahren wir ja bis Frankfurt zusammen?“

„Jawohl, hoffentlich vertragen wir uns gut“, antwortete sein Gegenüber lachend.

„Oh, ich denke schon —“ sagte Herming etwas gedehnt.

Der Zug hatte seine Geschwindigkeit verlangsamt. Die Felder und Wiesen hatte aufgehört, um Häusern, Fabriken und Warenschuppen Platz zu machen.

Die Bremsen legten sich knirschend auf die Wagenschienen — der Schnellzug brauste in den Bahnhof von Freiburg ein.

Mehrere Reisende stiegen nun auch in den Wagen zweiter Klasse, in welchem sich Herming befand. Einige gingen mit einem kurzen Blick in das Abteil weiter, bis auf einen älteren Herrn in Begleitung einer Dame, welcher mit einem „Komm, Anna, hier ist noch Platz genug“ die Tür zurückschob, mit einem kurzen „Guten Abend“ eintrat und mit seiner Dame Platz nahm.

Kurz darauf fuhr der Zug weiter.

Die beiden Neuankömmlinge saßen wortlos da. Der Herr hatte sich bequem zurückgelegt und die Augen geschlossen, die Dame sah gelangweilt zum Fenster hinaus.

Der Verdacht Hermings, in dem Einjährigen einen Detektiv vor sich zu haben, wurde durch das Benehmen des letzteren verstärkt. Dieser hatte nach dem Hinzukommen der beiden neuen Reisenden seine Zeitungslektüre wieder aufgenommen; an einer Fortsetzung des Gesprächs schien ihm jetzt, im Beisein von Zeugen, gar nichts gelegen zu sein.

Herming hatte Mute, ihn genau zu betrachten.

Es war ein junger, bartloser Mensch von ungefähr sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, also immerhin schon ziemlich alt, um erst jetzt seiner Dienstpflicht zu genügen. Die Uniform sah ihm tadellos, nur schien ihm der hohe Kragen unbequem zu sein, eine Tatsache, die Herming schon im Baseler Bahnhof festgestellt hatte.

In diesem Augenblick trat der Schaffner wieder ein und verlangte die Fahrkarten der neu hinzugekommenen Reisenden zu sehen, die, wie sich nun herausstellte, nur bis Offenbach, der nächsten Station, mitfahren wollten.

Für Herming war es die Hauptsache, sich seines Verfolgers auf alle Fälle vor seiner Ankunft in Frankfurt zu entledigen, wenn nicht durch List, dann durch einen Gewaltakt, darüber war er sich klar und machte sich keine Gedanken.

Vor allem mußte er aber die genauen, untrüglichen Beweise haben, daß der Einjährige auch tatsächlich der vermutete Kriminalbeamte sei, und die konnte er sich erst dann verschaffen, wenn er wieder mit ihm allein zusammen war.

Bis Offenbach mußte er nun notgedrungen untätig bleiben, er beschloß daher, inzwischen den Speisewagen aufzusuchen und erst dann wieder in sein Abteil zurückzukehren, wenn der Zug Offenbach verlassen hatte.

Er nahm seine Handtasche aus dem Gepäcknetz, um seinen Platz zu belegen, wobei er diese mit einem schnellen Griff in eine Lage mit dem Fenster und Armpolster der Bank brachte, die es ihm ermöglichte, sofort festzustellen, ob seine Tasche vielleicht in seiner Abwesenheit berührt worden war. Daß eine eventuelle Durchsuchung seiner Effekten für einen verfolgenden Detektiv

völlig ergebnislos verlaufen würde, dafür hatte Herming schon gesorgt.

Gerade als die Beleuchtung der Wagen eingeschaltet wurde, schlängelte sich Herming zum Speisewagen durch, wo er sich etwas zu essen geben ließ und noch ungefähr eine Viertelstunde sitzen blieb, nachdem der Zug Offenbach verlassen hatte.

Kurz vor Baden-Baden ging er in sein Abteil zurück, wo er seinen Reisegefährten wieder allein mit geschlossenen Augen in seiner Ecke zurückgelehnt vorfand.

Beim Zurückschieben der Tür schreckte dieser aus seinem wirklichen oder fingierten Schlaf auf und sagte gähnend zu Herming: „Sie sind ja recht lange weggeblieben.“

„Ja“, antwortete Herming, „ich gehe so langweiligen Reisegefährten, wie die beiden es waren, gerne aus dem Wege. Gott sei Dank sind sie ja inzwischen ausgestiegen.“

„Ja, schon in Offenbach. — Gibt es im Speisewagen noch etwas Anständiges zu essen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Wenn wir Baden-Baden hinter uns haben, will ich auch mal nach vorne gehen. — Es wird spät, bis wir nach Frankfurt kommen — und dann bin ich immer noch nicht am Ziel. Eine warme Platte und eine Flasche Bier können mir nichts schaden.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Kosmisches.

Ein Erdenjahr! — Kaum ist es eingeläutet,
läuft auch schon ab die schnelle Weltenuhr.
Die gleiche Spanne Zeit jedoch bedeutet
Vier Erdenjahre für den Stern Merkur!

Ein Mädel oben in den Weltenfernen
tritt mit dem Liebsten vor die Mutter hin,
Ein helles Leuchten in den Augensternen,
Und der Merkur zieht seine Gleise hin.

Ach, was, du bist erst fünfundsechzig Jahre!
Da wird an Heirat lang noch nicht gedacht!“ —
Das Mädel weint und rauft sich wild die Haare.
Der Jupiter blüht durch die stille Nacht.

Der Jupiter! Gewaltig sind die Zeiten!
Nach ewigem Gesetzwandelbar! —
Zwölf Erdenjahre, endlos lang, bedeuten
Für diesen Stern ein einziges kurzes Jahr!

Zwei weißbehaarte Jupiterbewohner
Begrüßen sich an einem Abend spät,
Indeß der Stern in ewig monotoner
Und gleicher Bahn sich um die Sonne dreht.

„Die Zeit verrinnt! Bald werd' ich sieben Jahre!“
So spricht der eine Greis. Sein Auge lacht.

„Wenn ich mir meine Kräfte noch bewahre,
Werd' ich wohl alt. — Mein Vater wurde acht!“ —

So klingt es rings auf welkenweiten Sternen.
Indessen eilt die Zeit ohn' Rast und Ruh
Durch unerforschte, unerklärte Fernen
Den Sonnen der Unendlichkeiten zu!

P u d.

Fasching am Rand.

Von Julius Kreis.

Der Ober.

Vor acht Uhr, wenn der große Saal noch leer ist und nur einige Ausschußmitglieder des Festvereins verantwortungsvoll hin- und herirren, hat der Ober mit seinen Kollegen außerdienstlich ein faschingfühlendes Hera in der Brust. Sie sitzen am Logeneingang — Feldherrn vor der Schlacht — und reden von der guten, alten Faschingszeit.

Der „Frik“ hat noch Vorkriegserfahrungen und mit der praktischen Gebrauchsmenschenkenntnis, die Kellnern oft weit mehr als den Berufspsychologen eigen ist, wägt er das Faschingspublikum von einst und jetzt gegeneinander ab. Die Gegenwart kommt schlechter dabei weg. Nicht wegen der Jechen oder Trinkgelder. „So“ ist der Frik gar nicht. Aber „schönere“ Vent' waren halt früher da. — Lustiger war's, meint der Frik, als die Odaliske und der Maharadscha noch nicht so restlos die Faschingsphantasie bestreiten mußten.

Die Tische sind besetzt. Der Frik ist ganz im Dienst. Nur mehr ein Amt — keine Meinung. Er weiß im Voraus, was seine Gäste bestellen. Er hat mit sicherem, kühlem Auge die Vorgeschichte verfolgt.

Der junge, schwarze, nur mit Bast und etw. Fell bekleidete Südfriesling und das kleine Orient-Mädel, die so Hand in Hand am hinteren Tisch sitzen und heiß verliebt noch immer nicht genug vom Kuseln haben, bestellen eine Flasche Sekt. Hier, der Maharadscha, mit dem Kostüm aus der Sofaede und dem Papierturban, kommt mit seiner als Zuleika eingekleideten, rechtmäßigen Ehefrau. Sie haben sich beide von dieser Nacht eine Bülle von Erlebnis und Abenteuer erwartet. Nun sitzen sie brav und etwas enttäuscht einander gegenüber. Keiner hat den Mut gefunden, sich in ungewohnte Ausschweifungen zu stürzen. Der Faschingssetat beträgt 10 Mark. — Richtig! — „Herr Ober, eine Flasche Graves 1921.“ Graves — die Faschingsweinflasche des zum Dionysischen verpflichteten Mittelständlers. Dieser Wein mit dem vornehmen Exterieur ist der Maharadscha unter den Faschingsweinen.

Aber nun heißt's doch eine Flasche Sekt kaltstellen. Der dicke Herr hat endlich die kleine Pierrette mit dem frechen Stupsnäschen dazu gebracht, mit ihm an den Tisch zu kommen. Er strahlt vor Freude und Erobererstolz. Donnerweiter noch einmal! Man ist doch immer noch ein verfluchter Kerl!

Die Kleine schickt einen letzten, zärtlichen, resignierten Blick zu dem blonden Cowboy zurück. — Wenn der halt das Geld zu Sekt hätte!

Der Fritz weiß, daß der Cowboy nicht allzu lange warten muß. Nach dem dritten Glas wird das Pierrettchen trotz aller Proteste von seinen Diden nur geschwind mal fünf Minuten — ich komme totfischer wieder!! Also wirklich! In fünf Minuten... Und der Fritz stellt die zweite Flasche für den Diden bereit. Verlassene Liebhaber begießen Gram, Ärger und Enttäuschung immer besonders heftig. Sie sind seine besten Kunden. Er schätzt sie mehr als die Glücklichen, denen das Gefühl alles und die Zecher gar nichts bedeutet.

Der Saxophonbläser.

Seit fünf Wochen Abend für Abend frägt er mit seinem Tabakspfeifeninstrument, was der liebe Hans mit dem Knie macht, oder er fragt, wo Augustin seine Haare hingebraht hat, oder er bläst es rothmisch in alle Beine, daß er gern die Frauen geküßt hat. Er steht und sitzt über dem Fasching und seinen in Anmut und Geist sprühenden Tanzslagern.

Aus den Augenwinkeln heraus betrachtet er die Tanzpaare. Etwa den Perser, der emsig — wie eine Ameise ein Stückchen Holz — seine Tänzerin vor sich herschiebt. Es freut ihn, wie die da unten sich wie in einer Gymnastikschule durchkneten, wie sie mit Ernst und Leidenschaft ihre Tänze abmenfendbieten und wie er sie immer wieder mit seinem Instrument zu neuen Gliederverrenkungen aufsaugt.

Er hat einmal Mozart und Schubert gespielt — als es noch kein Saxophon gab. — Romische Welt! — Ein bißchen vertrottelt, sanft idiotisch scheint ihm um die dritte Morgensunde der Faschingsaal mit seinen Menschen. In der Zeitung liest er immer wieder aufs neue: es sei ein Höhepunkt künstlerischer und gesellschaftlicher Festfreude gewesen. — Er komponiert an einer großen Sinfonie: der Untergang des Abendlandes. Die Hauptpartie darin hat das Saxophon.

Der Unbeteiligte.

Er sitzt in einer Loge und hat ein blaues Band mit dem Mastenseichen um die Frackbrust geschlungen. Er sitzt wie aus Erz. Mit strengen, würdigen Bewegungen führt er das Sektglas an die Lippen. Sein Monotel beherrscht die Situation. Er steht mit eisiger Gleichgültigkeit in den Saal. Das Volk tanzt für ihn. Es ist ein Gnadenakt, daß er seine kostbaren Blicke darauf verschwendet.

Er schwappt mit dem gepflegten kleinen Finger ein Stäubchen vom Frackaufschlag.

Das Fest wird durch ihn zur vornehmen Veranstaltung. Er lächelt nie. Es würde ein Herabsteigen, ein Gemeinmachen mit dem people sein. Ein lustiger Mohr stellt sich an seine Loge und sagt: „Na, du hast wohl den Fuß im Eiskübel, weil du so kalt da sitzt?“

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

Bäh!

Der Feuerwehrmann.

Er ist auch unbeteiligt. Aber mit mehr Wärme. Er liebt diesen Dienst. Und er läßt als tapferer Floriansjüngler die Glut, die wohlgewachsene, gut an- und ausgezogene Weiblichkeit in seinem Dienstherzen von mal zu mal entfacht, mit einer Maß Bier.

Er sagt zum Sanitäter: „Wie's heutzutage tanzen — i versteh's nimmer.“ Er verfolgt nicht ohne Wohlwollen eine kleine Ägypterin, die sich mit ihrem Matrosen — immer so oft sie an der Kulisse vorbettanzten — geradezu feuergefährlich küßt. Er wischt den Schnurrbart, streicht mit dem Sacktüch über das heiße Gesicht und sagt: „Soak werd oan halt herin, hoak...“

Die Frau von „draußen“.

Sie weiß, daß Männer nicht minder eitel als Frauen sind. Schon zehn Minuten lang dreht sich der silberne Maharadscha vor dem Spiegel, ordnet den Haltungen seines Mantels und malt sich mit dem Stift die Augenbrauen neu. Und immer vertiefter senkt er sein Antlitz in den Spiegel und probiert die Wirkung seiner Feueraugen aus.

Er glaubt sich unbeobachtet, denn die Frau von „draußen“ sitzt vertieft über ihrem Strickstrumpf.

Aber, ihre Augen gehen unter dem schiefen Zwider immer wieder zu ihrem langwierigen Gast.

Und von ihm zu dem andern, der nervös die Scheine in seiner Brieftasche abzählt und im Westentaschl nach einem Markstück angelt. Und sie hört — ganz unbeteiligt — aber deshalb nicht minder scharf, wie der Kaiserkönig im Goldhelm zu dem Araberkürsten sagt: „Können Sie mir nicht bis morgen fünf Mark...“

Und vernimmt, gespannt auf die Entwicklung des Dramas, den Dialog zwischen dem weißgeputzten Pierrot und dem halbnaekten Zunder: „Mein Herr, Sie sind ein Flegel. Sie haben sich so unglaublich...“ — „Affe! Lummel!“ — Patsch! — Patsch! — Patsch! — Faschingsfreuden!

Die Kameraden.

Von Heinz Scharpl.

Ich besitze einen zierlichen Zimmerofen. Einen blanken, kleinen Wärmespender, wie er schöner nicht zu erfinden ist. Man muß ihn mit Petroleum speisen, dann speit er Feuer und Flammen.

Ich habe einen Freund, einen eiskalten Gesellen, dessen Inneres vollständig ausgebrannt ist. Aber wenn man ihn mit Alkohol füllt, taut er auf, dann hat er köstliche Einfälle, erzählt er aus seinem Leben die drolligsten Geschichten, dabei funkeln seine Augen so veranlagt, erstrahlt seine Nase in so kupferner Röte, daß einem bei seinem Anblick warm ums Herz wird.

Mit den zweien lassen sich recht fröhliche Abende verbringen. Viele Festtage sahen uns schon vereinigt. Da fülle ich dann beide tüchtig an, und während der Ofen leise lurr, schwelgt der Freund in Erinnerungen, die Stunden verrinnen in schönster Eintracht.

Ängstlich gab es wieder einmal eine kleine Feier. Draußen blühte der Frost, piff ein messerscharfer Wind. Um so behaglicher war es in meiner Stube. Fleißig speiste ich den Ofen und goß dem Freund aus der Flasche nach. Mein Petroleumbrenner glühte, der Gast glühte, ich und die Welt um uns glühten in den rosigen Farben. Wir ließen die Gläser klingen, der Freund stieß dabei mit dem Ofen an, daß das Glas in seiner Hand in tausend Scherben zersprang.

Wenn nun einer mit seinen Freunden so ganz ein Herz und eine Seele ist, könnte man voraussetzen, daß es auch diese untereinander seien. Dann sollte es eigentlich zu keinen Konflikten kommen. Aber es kam zu welchen. So ums Morgengrauen herum.

Da füllte ich den Ofen aus der Weinflasche nach und schenkte dem Freund Petroleum ein. Keiner wurde es im ersten Augenblick gewahr.

Mit einmal ging der Ofen aus, ach, wäre ihm doch der Freund gefolgt!

Aber in der nun einsetzenden Dunkelheit und dem folgenden Chaos fand eine verhängnisvolle Seelenwanderung statt. Die Seele des Ofens fuhr in den Freund und die des Freundes in den Petroleumbrenner.

Augenblicklich habe ich einen ausgebrannten, eiskalten Ofen und einen Freund, der Feuer und Flammen gegen mich speit.

Scherz und Spott

Das kleinere Übel. „Warum singst denn deine Frau nicht ein bißchen, wenn das Baby schreit?“ — „Sie tat es früher, aber die Nachbarn sagten, es wäre ihnen viel lieber, wenn sie das Baby weinen hörten.“

Der tiefere Grund. „Seien Sie recht vorsichtig, wenn wir über die Straße gehen“, bittet die junge Dame ihren Begleiter. — „Wie lieb von Ihnen, daß Sie so großen Anteil an mir nehmen“, erwidert er geschmeichelt. — „Ja“, sagt sie, „es wäre doch furchtbar, wenn ich jetzt in der Nacht so allein nach Hause gehen müßte.“

Unmöglich. „Wenn ich so faul wäre wie Sie“, sagt der Bauer zu dem Vagabunden, „dann würde ich mich in meiner Scheune aufhängen.“ — „Das dürfte Ihnen schwer fallen“, erwidert dieser kühn, „denn wenn Sie so faul wären wie ich, dann würden Sie keine Scheune haben.“



Frauen als Nachbarinnen.

Wie verträgt man sich mit den Hausbewohnern?

Von Rätche Brustat-Schneidermann.

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“ sagt Schiller. Ah, wie prophetisch ist dieses Wort, wie erweist sich täglich seine Wahrheit in unserer Zeit der Wohnungsnot, in der der Begriff „Nachbarschaft“ eine ungeahnte Bedeutung bekommen hat! Es ist ja nicht mehr so, wie früher, oder so, wie auch jetzt noch meist auf dem Lande, daß jede Familie ihr Haus für sich hat. Auch dann freilich gibt es hier und da Konflikte mit Nachbarn, aber immerhin ist bedeutend weniger Gelegenheit und Anlaß zu Streitigkeiten gegeben, weil sich jeder in sein Eigentum zurückziehen kann. Aber in der Stadt und unter den heutigen Verhältnissen ist das ja so selten möglich; meist wohnen zwei, drei und mehr Familien in einem Stockwerk, oft sogar auf dem gleichen Flur. Es ist also gar nicht zu vermeiden, daß man sich trifft und miteinander in Berührung kommt, und Streit unter den Bewohnern eines Hauses ist leider eine alltägliche Erscheinung. Natürlich gibt es auch Ausnahmen — man kann ganz deutlich „gute“ und „schlechte“ Häuser in dieser Beziehung feststellen. In dem ersteren sind alle Mieter von dem Wunsche beseelt, sich gegenseitig das Leben nicht schwer zu machen, sich freundlichlich zu verständigen — in dem anderen sind Klatscherei, Zuträgereien, Gerüchte, spitz Redensarten und die kleinen Nadelstiche der Ungeselligkeit an der Tagesordnung. Woran liegt das?

Es muß leider gesagt werden, daß die Hauptschuld in den weitaus meisten Fällen bei der Weiblichkeit liegt. Das Schiller'sche Wort müßte eigentlich umgeändert werden. Anstatt vom „Nachbar“, müßte darin von der „Nachbarin“ die Rede sein. Es ist merkwürdig, Männer halten im allgemeinen gute Nachbarschaft, während es bei der liebenswürdigsten, freundlichsten und in der Ehe friedfertigsten Frau nur zu häufig geschieht, daß sie sich abends, wenn der Mann nach Hause kommt, bitter über die „Nachbarin“ beklagt, die ihr diese oder jene Unbill zugefügt habe. Wie oft seufzen nicht die Männer und sagen: Wir würden uns schon vertragen mit dem Nachbarn — aber die Frauen, die Frauen! Sie können nun einmal keinen Frieden halten! Ist denn die Frau ein so bössartiges Geschöpf? Gewiß nicht! Und die Tatsache, daß der Mann in den seltensten Fällen die Ursache oder der Teilnehmer nachbarschaftlicher Streitigkeiten ist, beweist keineswegs, daß er an und für sich der Friedfertiger sei oder besser fähig, gutes Einvernehmen zu halten. Er hat eben meist nur nicht soviel Gelegenheit, mit den anderen Hausbewohnern zusammenzukommen, und wenn man sich nicht trifft, kann man sich nicht streiten, nicht wahr? — Aber noch ein anderes spricht hierbei mit: Der Mann nimmt meist auch nicht soviel Interesse an seiner Nachbarschaft! Es läßt ihn herzlich kalt, was Müllers oder Schultzes essen, ob sie früh oder spät zu Bett gehen, ob sie sich ein Mädchen halten oder nicht, ob Fräulein Betty einen Verehrer hat, und ob die geschiedene Frau A. sich wieder verheiratet wird. . . . Frauen aber beschäftigen sich nur zu gern mit den Angelegenheiten anderer Leute; zum guten Teil natürlich aus schöner, echt weiblicher Bereitwilligkeit zur Teilnahme und zum Helfen, aber zum mindestens ebenso großen Teil aus der ebenso echt weiblichen Eigenschaft, der — „Wissbegierde“. Und wenn die Frau dann noch ihre Beobachtungen und ihre Meinung für sich behielt. Aber sie erwähnt sie im Familienkreise, und die Kinder geben nachher vielleicht diese oder jene ihrer Äußerungen — noch dazu falsch verstanden — wieder, die der Betreffenden zu Ohren kommt — oder man spricht sich mit einer dritten Nachbarin darüber aus — die dann natürlich das Gehörte auch nicht für sich behält und es noch mit ihren eigenen Zusätzen und Anschauungen verbrämt weitergibt — kurz, der schönste Anlaß zu Unannehmlichkeiten ist durch solches „Weitertragen“ gegeben. Eine weitere Fraueneigentümlichkeit, die oft zu Unzuträglichkeiten führt, ist die, daß Frauen leicht übernehmend und eifersüchtig sind bezw. sich zurückgesetzt fühlen. Wehe, wenn die Frau A. sich mit der Frau B. länger oder öfter unterhält, als mit der Frau C. . . oder wenn sie jene nicht freundlich genug begrüßt! Schon ist die Annahme fertig, sie „hätte sich wohl für etwas Besonderes und sei hochmütig“ usw. — Auch die Unförmigkeit der gegenseitigen Gefälligkeiten durch Ausborgen von Gebrauchsgegenständen usw. führt leicht zu Streitigkeiten, ebenso wie ein zu lebhaft gewordener Besucherverkehr im

gleichen Hause. Zuerst ist die beiderseitige Harmonie groß, aber gerade dadurch schlägt die Freundschaft später leicht ins Gegenteil um. Viel schwerer aber ist es, einer ehemaligen Freundin gegenüber den richtigen Ton zu finden, als einer Nachbarin, die man nur flüchtig kennt, und mit der man wohl, sobald man sich einmal begegnet, einen freundlichen Gruß und ein paar höfliche Worte tauscht, ohne aber sonst in nähere Beziehungen zu ihr zu treten.

Deine Nachbarin wird dir und du wirst deiner Nachbarin immer am besten gefallen, wenn du folgende Grundsätze im Zusammenleben mit den Hausbewohnern beherzigt:

Sei nachgiebig und nachsichtig! Wo du deine Rechte wahren mußt, tue es mit ruhiger Bestimmtheit, aber höflich und freundlich.

Grüße deine Nachbarin zuvorkommend, aber vermeide möglichst den näheren Verkehr!

Laß dir nie von gemeinamen Lieferanten, vom Dienstmädchen oder von anderen Hausbewohnern etwas über deine Nachbarin erzählen. Wo du es nicht vermeiden kannst, etwas zu hören, enthalte dich jeder Stellungnahme. Vor allen Dingen mische dich nie in Streitigkeiten!

Borge dir nichts aus; wenn du es aber dennoch durch irgend welche Umstände einmal tun mußt, so gib das Geleihe so schnell wie möglich und im tadellosten Zustande wieder zurück! Verlange nicht nur Rücksicht, sondern übe sie auch! Vermeide unnötigen Lärm!

Bilde dir nie ein, daß deine Kinder artiger sind als die der Nachbarin, und daß sie größere Rechte haben als die anderen Kinder im Hause! Streitigkeiten der Kinder mache nicht zu den deinen, und übertrage sie nicht auf die Eltern! — So wirst du in Frieden mit der Nachbarschaft leben!

Frauenleben — Frauenstreben.

Die körperliche Erziehung der Frau. Zu diesem Thema wird der Bund Deutscher Frauenvereine, wie das Nachrichtenblatt meldet, in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen in der zweiten Hälfte des März eine Tagung veranstalten. Der Plan zu der Tagung ist gefaßt worden aus dem Bewußtsein, welche ungeheure Bedeutung die körperliche Erziehung für die gesamte, auch geistig-seelische Formung der heranwachsenden Generation hat, und welche Verantwortung gerade die Frauen für diese Seite der Menschengestaltung tragen. Es ist eine Dauer von 2 Tagen vorgesehen. Der erste Tag wird der Gymnastik gewidmet sein und nach einer Eröffnung durch die Bundesvorsitzende folgende Vorträge bringen: Der heutige Stand in der körperlichen Erziehung der Frauen. — Die Gymnastik in ihrer Bedeutung für die körperliche Erziehung der Frauen. — Die wichtigsten gymnastischen Systeme. Vertreterinnen der verschiedenen Richtungen werden Referate halten und im Anschluß Vorträge, besonders berufstätiger Frauen, ihres Systems vorführen. Der zweite Tag soll die körperliche Erziehung auf den Schulen zur Darstellung bringen. Er ist besonders gedacht, die Mütter über Wert und Wesen der Leibesübungen aufzuklären und die Frauenforderungen dazu klarzustellen. Vorgelesen sind Referate über: 1. Die Leibesübungen auf der Schule (Grund-, Mittel- und Oberstufe). 2. Die Körpererziehung in der Berufsschule. 3. Die Leibesübungen auf der Hochschule. 4. Die Turnlehrerinnenausbildung. Nähere Angaben werden noch bekanntgegeben.

Die Frau und ihr Haus. Zeitschrift für Kleidung, Wohnung, Wirtschaft, Körperpflege, Erziehung, Volkswohlfahrt. Herausgegeben von der Verbestelle für deutsche Frauenkultur, Köln. (Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Köln.) In Ergänzung des Januarheftes, das der Eugenik gewidmet war, bringt das Februarheft die Aufsätze „Wesentliches für unsere Volksgesundheit“, „Warum ist systematische Gymnastik für den Kulturmenschen Notwendigkeit?“, „Griechische Gymnastik im Bilde“, „Von der Rassenkunde des deutschen Volkes“, „Der deutsche Mensch in der Kunst“ von Gertrud Bäumer. Auserlesene Abbildungen sind den Aufsätzen beigegeben. — Das Ziel der Zeitschrift, belehrend zu wirken durch eine äußerst sorgsame und gleichzeitig unterhaltende Zusammenstellung der Beiträge und die Frauen auf dem laufenden zu halten über die Fortschritte und gleichzeitig über den Zusammenhang ihrer verschiedenen Wirkungsgebiete, ist auch im Februarheft in erfreulicher Weise erreicht worden.